

*Wie sollen Kirchen, die sich nicht zueinander zu bekehren vermögen, einander Mut machen, Zeichen der Gemeinschaft in der Welt zu sein?*

*Lukas Vischer*

## Ökumenische Richtpunkte

Es braucht keine prophetischen Gaben zu der Voraussage, daß in den nächsten Jahren *wichtige Weichenstellungen* für den weiteren Weg der ökumenischen Bewegung anstehen. Einige Stichworte können das verdeutlichen: Bei der für den Sommer 1983 bevorstehenden sechsten Vollversammlung des Weltkirchenrates wird sich zeigen müssen, welche Schwerpunkte die Arbeit des Rates künftig bestimmen werden und damit wohl auch, welche Rolle er in der weltweiten ökumenischen Bewegung in Zukunft überhaupt spielen kann und will. Nach der Verabschiedung der gemeinsamen Erklärungen über Taufe, Eucharistie und Amt durch die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung (vgl. HK, März 1982, 115) sind jetzt Kirchen aller konfessionellen Traditionen zu einer offiziellen Stellungnahme herausgefordert, die jeweils zur Klärung der eigenen Position bezüglich der bisher erzielten Konvergenzen in Lehrfragen und der sich daraus ergebenden Konsequenzen beitragen kann. Schließlich ist mit der Veröffentlichung des Abschlußberichts der Internationalen Anglikanisch-katholischen Kommission (vgl. ds. Heft, 226 ff.) erstmals ein bilateraler Dialog zwischen Rom und einer anderen Kirche soweit gediehen, daß über weitere Schritte auf dem Weg zu mehr verbindlicher kirchlicher Gemeinschaft nicht nur nachgedacht, sondern in absehbarer Zeit auch entschieden werden muß.

### Konzentration auf die Mitte

So gut wie allen Kirchen dürfte sich in den kommenden Jahren auf irgendeine Weise die Frage stellen, wo letztlich *Ziel* und *Schwergewicht ihres bisherigen ökumenischen Engagements* liegen, welche Form der Einheit mit anderen Kirchen sie anstreben und welche Folgen das für ihr jeweiliges Selbstverständnis, für ihre Struktur und für ihr Handeln haben muß, selbst wenn es sich dabei um einen langwierigen Prozeß handelt, in dem spektakuläre Entscheidungen durchaus noch eine Weile auf sich warten lassen können.

In dieser Situation, die von den Forderungen nach verbindlicher Klärung ökumenischer Zielvorstellungen

ebenso begleitet wird wie von eingestandenen oder uneingestandenen Vorbehalten gegenüber dem ökumenischen Prozeß, melden sich fast unausweichlich alle jene *Grundprobleme* zu Wort, die die Bemühungen um Einheit der Christen seit jeher begleiten. Dazu gehört nicht zuletzt die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem einen, in allen Kirchen und von allen Christen gemeinsam bekannten und gelebten Glauben und seiner unterschiedlichen Auslegung in den Konfessionen. Was ist eigentlich angesichts der teils nie in Frage gestellten, teils neu entdeckten Gemeinsamkeit im Glauben noch kirchentrennend? Wie tief reichen letztlich die konfessionellen Grunddifferenzen? Was bedeutet es für das gegenwärtige Verhältnis der christlichen Kirchen zueinander und für die weitere Annäherung zwischen ihnen, daß sie auf einem gemeinsamen Fundament stehen? Das sind nur einige der Fragen, die gegenwärtig oft gestellt werden, zumindest aber im Hintergrund vieler ökumenischer Diskussionen stehen.

Wie sich notwendige *Einheit* und dennoch legitime *Vielfalt, Mitte* und *Peripherie* im Glauben der Kirche zueinander verhalten, darum ist in der Kirchen- und Theologiegeschichte immer wieder neu gerungen worden; jede Epoche und jede Konfession hat dabei spezifische Lösungsmodelle entwickelt. Durch die erstarkende ökumenische Bewegung, aber auch durch Veränderungen in den einzelnen Kirchen hat sich in den letzten Jahrzehnten der Kontext allerdings gründlich gewandelt, in dem nach der Mitte des Glaubens und nach dem gemeinsamen Bekenntnis aller Christen gefragt wird.

Zwar wird auch heute die Zuordnung von Schrift, Tradition, Bekenntnissen und kirchlicher Lehrautorität im Katholizismus anders vorgenommen als in der Orthodoxie, in der anglikanischen Gemeinschaft oder in protestantischen Kirchen; letztlich sehen sich aber alle konfessionellen Traditionen ähnlichen hermeneutischen und sachlichen Problemen bei der Auslegung des christlichen Glaubens gegenüber. Gleich ob man beispielsweise auf die Diskussion in der katholischen Theologie über die „Hierarchie der Wahrheiten“, über die Geschichtlichkeit des Dogmas oder die Stellung des Lehramts in der Kirche



blickt oder auf die Auseinandersetzungen im neueren Protestantismus über das Verhältnis von Schrift, Bekenntnissen und gegenwärtiger Glaubensreflexion, sie erbrachten in jedem Fall eine klarere Einsicht in die Differenz zwischen dem eigentlichen Inhalt des Glaubens und seinen geschichtlich wechselnden Auslegungen, zwischen der in einer Kurzformel aussagbaren Mitte und den vielen Einzelwahrheiten.

Dazu kommt ein zweites: Je stärker den Christen bewußt wurde, daß in der modernen Gesellschaft nicht nur diese oder jene Glaubensaussage, sondern die *Fundamente ihres Glaubens* angefochten oder auch schlicht ignoriert werden, desto mehr drängt sich die Konzentration auf die Mitte sowohl in der Verkündigung der jeweiligen Kirche wie im Gespräch mit dem ökumenischen Partner auf. Und schließlich haben die *theologischen Dialoge* zwischen den Kirchen, die wiederum nur unter der Voraussetzung der Einsicht in die Geschichtlichkeit aller Glaubensaussagen und den Unterschied zwischen angezielter Sache und traditioneller Begrifflichkeit möglich waren, gezeigt, daß gemeinsame Aussagen auch in bisher als kirchentrennend angesehenen Fragen wie beim Eucharistie- und Amtsverständnis möglich sind. Allerdings hängt manche Enttäuschung darüber, daß die mit Mühe erarbeiteten Konsensdokumente bisher nicht die erhofften Konsequenzen für mehr kirchliche Gemeinschaft erbracht haben, wohl auch damit zusammen, daß man das komplizierte Geflecht von gemeinsamem Glauben, konfessionsspezifischer Auslegung und neuem Konsens in Einzelfragen nicht genügend in Rechnung stellte.

### Vorsicht vor Engführungen

Schon allein deshalb reicht es nicht aus, bei vielgebrauchten und gerade deshalb oft oberflächlich dahergesagten Formeln stehenzubleiben wie etwa der, die Spaltung in der Reformation sei nicht bis an die Wurzeln gegangen, oder der, das Gemeinsame zwischen den Christen verschiedener Konfessionen wiege weit mehr als das Trennende. Gerade weil solche Sätze nicht zu bestreiten sind, muß genauer nachgefragt werden, was die Berufung auf den gemeinsamen Glauben jeweils meint und was nicht. Zunächst sollte man sich immer wieder bewußtmachen, daß sich der gemeinsame christliche Glaube nicht einfach als *abstrakte Größe* aus seiner Verwurzelung in den einzelnen konfessionellen Traditionen und darüber hinaus in seinem konkreten gesellschaftlich-geschichtlichen Lebensraum *herauslösen* läßt. Man kann nicht aus Elementen verschiedener Konfessionen auf der Grundlage der fundamentalen Gemeinsamkeiten einfach so etwas wie ein „ökumenisches Christsein“ synthetisieren. Es ist demgegenüber nicht zu übersehen, daß es dem Christen auch heute noch durchaus schwerfallen kann, das Gemeinsame in der jeweils anderen Kirche zu erkennen, wenn sich dieses hinter kulturell und sozial bedingten Eigenarten, etwa der Liturgie, der Spiritualität oder der Struktur, verbirgt. Gerade weil die christlichen Kirchen dennoch auf einem

gemeinsamem Glaubensfundament stehen und darüber hinaus theologische Übereinstimmungen erreicht worden sind, liegt auch die *Versuchung* nahe, diese Gemeinsamkeit gleichsam als Alibi zu benutzen, um sich den Herausforderungen und Spannungen im ökumenischen Prozeß zu entziehen oder ihn zumindest anzuhalten.

Zum einen läßt sich aus dem faktischen Schwund konfessioneller Prägungen auf vielen Gebieten und dem oft problemlosen Nebeneinander verschiedener Konfessionen der Schluß ziehen, alle Christen glaubten ja im Grunde genommen dasselbe und deswegen seien weitere ökumenische Bemühungen letztlich unnötig. Dabei werden allerdings die *unterschiedlichen Ebenen* zu wenig wahrgenommen, die hier im Spiel sind: Probleme, die den konkreten Glaubens- und Lebensvollzug des einzelnen Christen vor allem dann kaum belasten, wenn er zu seiner Kirche in einem distanzierteren Verhältnis steht, melden sich immer dann unausweichlich zu Wort, wenn die Kirchen als ganze mit ihrer Tradition und in ihren Strukturen betroffen sind.

Das gilt in anderer Weise auch für Christen, die gerade auf Grund eines *bewußten und intensiven ökumenischen Engagements* zu der Überzeugung kommen, die offiziell immer noch aufrechterhaltenen kirchentrennenden Lehrunterschiede seien historische Restbestände, die unter Berufung auf die inzwischen erreichte Gemeinsamkeit vernachlässigt werden könnten. So notwendig ökumenische Avantgarden sind, so sehr besteht doch die Gefahr, daß die von ihnen antizipierte Gemeinsamkeit nicht mehr in die Kirchen zurückvermittelt werden kann und damit dann letztlich folgenlos bleibt.

Allerdings hat auch eine Leitvorstellung ihre Tücken, die eher von kirchenamtlicher Seite ins Gespräch eingebracht wird. Die Christen sollten sich, so heißt es etwa, in ihrer jeweiligen Kirche um die Vertiefung ihres Glaubens und die Konzentration auf dessen Mitte bemühen, dann werde man der erstrebten Einheit am ehesten näherkommen. Daran ist zweifellos richtig, daß Orientierung am gemeinsamen Glauben und bewußte Verwurzelung in der eigenen Konfession nicht in Widerspruch zueinander stehen müssen; nur kann man sich durch diese Leitvorstellung leicht der *Dynamik* entziehen, die sich aus dem spannungsvollen Verhältnis beider Größen gerade im Prozeß ökumenischer Annäherung ergibt und nicht mehr so leicht rückgängig gemacht werden kann.

Schließlich sind auch *konfessionalistische Engführungen* nach wie vor möglich: Die Sorge um die unverfälschte Mitte des Glaubens paart sich dabei mit deutlicher Hervorhebung des eigenen konfessionellen Profils und seiner Tradition, aus Angst, durch die ökumenischen Bemühungen könnte mit spezifischen Merkmalen der eigenen Auslegung des einen christlichen Glaubens auch dessen Substanz verlorengehen oder mindestens schweren Schaden leiden. Dazu gehört dann auch der Vorwurf an die jeweils andere Seite, ihr Glaubensverständnis verfälsche den eigentlichen unverzichtbaren Grundbestand. Letztlich steckt hinter solchen kurzschlüssigen Spielarten



der Berufung auf den einen Glauben ein und dasselbe Problem. Auf jeweils unterschiedliche Weise werden dabei die *Spannungen verdrängt oder unterschätzt*, die vor allem damit zusammenhängen, daß keine Kirche und keine Konfession ihre *Identität* sowohl im Blick auf die eigene Tradition wie auf die anderer Kirchen noch als selbstverständliche, in sich geschlossene und abgerundete Größe voraussetzen und sich bei entsprechender Gelegenheit auf sie berufen kann. Vielmehr muß um diese Identität im Gespräch mit der eigenen Geschichte, in der Auslegung der Grundaussagen des christlichen Glaubens und in der Auseinandersetzung mit den Herausforderungen durch die gegenwärtigen Lebensverhältnisse wie durch das ökumenische Miteinander der Kirchen immer wieder gerungen werden.

### Anstöße für den weiteren Weg

Gerade weil die ökumenische Bewegung in der gegenwärtigen Übergangssituation besonders stark den Spannungen ausgesetzt ist, die sich aus den Problemen mit der konfessionellen Identität wie mit der christlichen Identität überhaupt ergeben, braucht sie die Besinnung auf das gemeinsame Glaubensfundament. Diese Besinnung kann, richtig verstanden und in ihren Konsequenzen ernstgenommen, nicht nur die *entscheidenden Impulse* für den weiteren Weg der Ökumene vermitteln, sondern auch den Blick für das jeweils Mögliche schärfen.

Eine unerläßliche Voraussetzung dafür ist, daß sich die Kirchen neben der Erarbeitung von theologischen Konsensen und Konvergenzen in Einzelfragen auch um ein *gemeinsames Verständnis der Grundwahrheiten des Glaubens* bemühen, um so ein ausdrückliches gemeinsames Bekenntnis zu ermöglichen. Diesem Ziel kann man auf *verschiedenen Wegen* näherzukommen versuchen.

Einen davon markierte die lutherisch-katholische Diskussion über das Augsburger Bekenntnis im Vorfeld des Jubiläums von 1980. Diese war letztlich von dem Interesse geleitet, durch eine Art katholischer Rezeption des wichtigsten lutherischen Bekenntnisses dem Verhältnis zwischen den beiden Kirchen *eine neue Qualität* zu geben und ein Fundament für mehr kirchliche Gemeinschaft zu schaffen. Zwar erwiesen sich Hoffnungen auf eine katholische „Anerkennung“ der CA als verfrüht oder als zu wenig begründet; immerhin konnte aber die Gemeinsame Römisch-katholische/Evangelisch-lutherische Kommission in ihrer Stellungnahme „Alle unter einem Christus“ festhalten, Lutheranern und Katholiken habe sich in Besinnung auf das Augsburger Bekenntnis ein *gemeinsames Verständnis in grundlegenden Glaubenswahrheiten* erschlossen.

Über bilaterale Bemühungen hinaus greift das neue Studienprojekt der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung „Auf dem Weg zu einem gemeinsamen Aussprechen des apostolischen Glaubens heute“. Es soll zunächst vor allem die ökumenische Bedeutung des Nizäno-Konstantinopolitanums ausloten, um über die *Bedeutung* auf den unersetzlichen Wert der altkirchlichen

Bekenntnisse zu einem gemeinsamen Verständnis der Grundwahrheiten des Glaubens in den verschiedenen Kirchen und Konfessionen zu kommen.

Solche und andere Bemühungen um das gemeinsame Bekenntnis des einen christlichen Glaubens wollen nicht einfach einen Status quo im Verhältnis zwischen den Kirchen festschreiben, sondern Voraussetzungen für *weitere Schritte zu sichtbarer Einheit* schaffen. Sie machen deutlich, daß die im ökumenischen Prozeß neu und intensiver wahrgenommene Gemeinsamkeit auf Konsequenzen drängt, sei es die Rezeption theologischer Konsensdokumente oder die Klärung der letztlich angezielten Form kirchlicher Gemeinschaft. Die *Schwierigkeiten*, die dem auf Seiten der Kirchen im Wege stehen, sind bekannt: Ist es im Fall der katholischen Kirche ihr spezifisches Lehramts- und Dogmenverständnis, das den Spielraum für die Suche nach einer neuen Gestalt der Einheit mit anderen Konfessionen einengt, so stellt sich für protestantische Kirchen im Blick auf den möglichen Fortgang der ökumenischen Bewegung besonders das Problem, wer und mit welcher Verbindlichkeit über Konsens und Kirchengemeinschaft entscheidet. Das Bewußtsein der Gemeinsamkeit im Glauben bei noch bestehender Trennung zwischen den Konfessionen schafft solche Schwierigkeiten nicht einfach aus dem Weg; allerdings kann es dazu Anstoß sein, trotz der Unklarheiten über das Ziel der ökumenischen Bewegung und trotz der Tatsache, daß auch die nächsten Schritte dazu keinesfalls unumstritten sind, geduldig und beharrlich weiterzuarbeiten.

Wenn das Gemeinsame wirklich so viel mehr wiegt als das noch Trennende, muß diese Einsicht vor allem dazu ermutigen, die den Kirchen jetzt schon gegebenen *Möglichkeiten der Zusammenarbeit*, des gemeinsamen Sprechens voll auszuschöpfen bzw. das Gewicht des Trennenden nur jeweils dort ins Spiel zu bringen, wo es um der Ehrlichkeit willen unvermeidlich ist. Dabei sind Großzügigkeit und auch Phantasie gefordert, gerade weil die Hochzeiten ökumenischer Schwärmerei oder überfliegender Utopien vorbei sind.

Schließlich sollte nicht vergessen werden, daß die Besinnung auf den gemeinsamen Glauben und die damit verbundenen Spannungen den Kirchen auch für die Bewältigung der Probleme hilfreich sein können, die sich aus der zunehmenden Regionalisierung von Theologie und kirchlichem Leben ergeben und die gegenwärtig unter Stichworten wie Inkulturation oder Kontextualisierung verhandelt werden. Die Frage nach dem, was zur Identität des Christlichen gehört und woran diese erkennbar sein muß, stellt sich dabei nochmals auf eine ganz neue Weise.

Soviel ist jedenfalls sicher: die ökumenische Bewegung hat im ganzen gesehen für alle Kirchen das Gefüge von konfessioneller Eigenart, gemeinsamem Glauben und gegenwärtigen Herausforderungen unübersehbar in Bewegung gebracht. Bei aller Unsicherheit über ihren weiteren Weg sind damit Entwicklungen angestoßen und Richtpunkte gesetzt, die sich keinesfalls mehr ungeschehen machen lassen. Ulrich Rub